

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 8. September 1832.

108

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über eine wichtige Verbesserung der achromatischen Fernröhre durch einen vaterländischen Künstler.

Von J. S. Littrow.

Der Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurde durch eine der glänzendsten Erfindungen des menschlichen Geistes, durch die des Teleskops, ausgezeichnet, dem bald auch das ihm so nahe verwandte Mikroskop folgte. Beyde Instrumente erweiterten die Grenze unseres edelsten Sinnes und dadurch die Kenntniß der uns umgebenden Natur auf eine wundervolle Weise. Zwey neue Welten schlossen sie unserem erstaunten Auge auf und sie lehrten uns Gegenstände kennen, die wir früher nicht einmal ahnen konnten, da die einen wegen ihrer für unser Auge ganz verschwindenden Kleinheit und die anderen wegen ihrer erstaunenswürdigen Entfernung uns für immer, wie es schien, verborgen bleiben sollten.

So ruhmvoll aber auch diese schöne Entdeckung für den Menschen scheinen mag, durch die es ihm gelang, die ihm von der Natur gesetzten Schranken zu durchbrechen und sich gleichsam über sich selbst zu erheben, so demüthigend und selbst in dem Glanze des Glückes, unsere Schwäche verkündigend ist für uns zugleich die nähere Betrachtung des Weges, auf welchem wir zu diesem Ziele gelangt sind. Weit entfernt, durch unsere Vernunft oder durch Schlüsse zu dieser schönen Entdeckung gekommen zu seyn, müssen wir sie vielmehr dem bloßen Zufalle, dem guten, blinden Glücke verdanken. Ein Stückchen Kiesel Erde mit Potasche vermischt, das Spiel zweyer unmündigen Kinder eines Brillenmachers in Holland, schloß uns jene beyden neuen Welten auf. Durch dieses Spiel, und keineswegs durch unser eigenes Verdienst, lernten wir auf der einen Seite die Blüthenheile der Moose, das Gewebe der Schmetterlingsflügel und jene wundervollen Geschöpfe erblicken, die zu Tausenden einen Wassertropfen bewohnen und heerdenweise durch das Ohr einer Nadel ziehen, und zugleich auf der anderen Seite mit dem Blicke eines Cherubs die fernsten Grenzen unseres Sonnensystems betrachten und selbst jenseits dieser Grenzen noch uns bisher ganz verborgene Körper des Himmels in Entfernungen entdecken, gegen welche alles, was

wir hienieden für groß und mächtig hielten, nur als ein ganz bedeutungsloses Nichts verschwindet. So viel verdanken wir jenem gedankenlosen Knabenspiele, und so wenig uns selbst oder der Kraft unseres Geistes, daß, seit dieser herrlichen Entdeckung, über ein halbes Jahrhundert vergehen mußte, bis es den vereinigten Bemühungen der vorzüglichsten Mathematiker endlich gelang, die wahre Erklärung der durch den blinden Zufall gemachten Erfindung geben und die innere Construction eines Fernrohres theoretisch nachweisen zu können*).

Nachdem nun auf diese Art von Metius oder Lipperseheim in Holland gegen das Jahr 1607 das Fernrohr entdeckt worden war, bemühten sich die vorzüglichsten Männer des siebzehnten Jahrhunderts, dem neuen und anfangs noch manchen Unvollkommenheiten unterworfenen Instrumente nach und nach mehr Vollendung zu geben. Unter diesen Männern zeichneten sich aus: Galilei, Kepler, Huyghens, Descartes, Kircher, Newton, Hooke u. a. Sie bemerkten bald, daß zur Verfertigung stark vergrößernder Fernrohre vorzüglich zwey Hindernisse zu überwinden wären. — Es wird vielleicht für manchen Freund dieser jetzt so gewöhnlichen Instrumente nicht unangenehm seyn, ihre innere Einrichtung hier etwas näher kennen zu lernen.

Die ersten Fernrohre bestanden aus zwey Glaslinsen, von welchen die eine, größere, das Objectiv, und die kleinere das Ocular genannt wird, weil jenes auf der Seite des zu beobachtenden Objectes, dieses aber auf der Seite des Auges des Beobachters steht. Das Objectiv, bey weitem das wichtigste dieser beyden Gläser, muß so beschaffen seyn, daß die Lichtstrahlen, welche von jedem Punkte des Objectes auf dasselbe fallen, nach ihrem Durchgange durch dieses Glas, alle genau in einem Punkte vereinigt werden, wodurch dann in diesem Punkte ein Bild des Objectes entsteht. Man sieht dieses kleine Bildchen sehr deutlich, wenn man in einem nur etwas verfinsterten Zimmer das Fernrohr durch eine Öffnung des Fensterladens gegen ein äußeres Object, z. B. auf einen Thurm stellt und, nachdem man das Ocular weggenommen hat, ein Blatt weißen Papieres an die Stelle des Bildes bringt, wo man dann den Thurm als ein kleines und feines Miniaturbildchen auf dem Papiere erblickt. Dieses Bildchen ist es, welches man durch die Ocularlinse, wie durch ein einfaches Mikroskop betrachtet, wo man es, eben durch die Wirkung dieser Linse, viel größer und deutlicher, als mit freyen Augen, sehen kann.

Dieses Bild nun soll bey einem jeden guten und zugleich starken Fernrohre erstens vollkommen rein und scharf begrenzt seyn, weil man, wenn dieß nicht der Fall ist, offenbar nicht klar und deutlich durch das Fernrohr sehen kann. Es soll aber auch zweytens sehr hell und stark beleuchtet seyn, weil schwach beleuchtete Gegenstände immer viel undeutlicher gesehen werden, als helle. Es soll endlich drittens so groß als möglich erscheinen, weil man sonst die kleineren Theile des Gegenstandes, die man doch oft vorzüglich genau untersuchen will, nicht mehr gut und deutlich genug sehen würde. Diese drey Eigenschaften eines jeden Fernrohres, das auf die Benennung eines guten Anspruch machen will, lassen sich kürzer so ausdrücken: es muß 1. ein durchaus reines Bild geben,

*) „Wenn es einen Menschen gäbe,“ sagt der berühmte Huyghens in seiner Dioptrik, „der im Stande wäre, bloß aus den Gesetzen der Natur und der Geometrie das Fernrohr zu erfinden, so müßte man ihn als ein mit einer übermenschlichen Geisteskraft begabtes Wesen bewundern. Aber wir sind davon noch so weit entfernt, daß vielmehr von der auf ganz anderen Wegen schon gemachten Erfindung unsere ersten und scharfsinnigsten Mathematiker nicht einmal Nachenschaft geben können.“

2. eine große Lichtstärke und 3. eine starke Vergrößerung haben. — Wir wollen diese drey Stücke einzeln betrachten, und mit dem letztgenannten anfangen.

Nimmt man an, daß die beyden Linsen des Fernrohres Segmente einer Kugel sind und daß sie also, wie dieses in der That der Fall ist, die Gestalt unserer Brenngläser haben, so ist die Vergrößerung eines Fernrohres gleich der Brennweite des Objectis, dividirt durch die Brennweite des Oculars. Soll daher die Vergrößerung stark seyn, so muß entweder die Brennweite des Objectivs sehr groß oder die des Oculars sehr klein seyn. In dem ersten Falle muß die Linse das Segment von einer sehr großen, in dem zweyten Falle aber von einer sehr kleinen Kugel seyn. Beyde aber sind für die Künstler schwer auszuführen, besonders die letzteren, die am Ende, für sehr starke Vergrößerungen in kleine Kugeln übergehen müßten, deren Durchmesser kaum mehr eine oder eine halbe Linie betragen, und die eben wegen ihrer geringen Größe gar nicht mehr anwendbar seyn würden. Man muß also die Brennweite der Objective so groß als möglich machen. Aber dadurch wird auch zugleich die Länge des ganzen Fernrohres sehr groß und für den Gebrauch unbequem. Man kann also starke Vergrößerungen der Fernröhre nur auf Kosten ihrer Kürze und Bequemlichkeit erhalten. Ist z. B. die Brennweite des Oculars gleich einem Zolle, so ist für eine Vergrößerung von 11 die Länge des Fernrohres gleich 1 Fuß

23	.	.	.	.	.	2	»
47	.	.	.	.	.	4	»
100	.	.	.	.	.	8 ³ / ₁₀	»
200	.	.	.	.	.	16 ³ / ₅	u. s. w.

Die Lichtstärke des Fernrohres hängt offenbar von der Größe des Objectivs ab. Denn je größer das Objectiv ist, desto mehr Strahlen können von dem zu beleuchtenden Gegenstande auf dasselbe fallen, desto heller beleuchtet wird also auch das von dem Objectiv erzeugte Bild seyn. Diese Lichtstärke des Fernrohres nimmt in gleichem Maße, wie das Quadrat des Durchmessers des Objectivs zu. Soll daher die Lichtstärke eines Fernrohres z. B. verdoppelt oder verdreyfacht werden, so müßte man den Durchmesser des Objectivs vier- oder neunmal größer nehmen, als zuvor. Man sieht aber von selbst, daß größere Objective immer schwerer zu erhalten, also auch zugleich immer theurer seyn werden, da die Masse derselben durchaus homogen und gleich dicht seyn muß, wenn sie zu Fernröhren brauchbar seyn soll. So kostet in dem Fraunhofer'schen Institut in München ein Objectiv von 1 Zoll Durchmesser 13 Gulden

2	»	.	.	.	.	44	»
3	»	.	.	.	.	150	»
4	»	.	.	.	.	356	»
5	»	.	.	.	.	694	»
6	»	.	.	.	.	1200	»
7	»	.	.	.	.	2000	» u. s. w.

Dies sind also bereits zwey große Hindernisse, mit welchen die ersten Verfertiger der Fernröhre zu kämpfen hatten. Wollten sie ihnen, wie es natürlich sehr wünschenswerth war, eine starke Vergrößerung geben, so mußten sie sie sehr lang machen, wie sie denn auch in der That Fernröhre von mehreren hundert Fuß Länge verfertigten. Wollten sie ihnen aber, was nicht weniger nothwendig war, wenn sie dadurch gut sehen sollten, viel Lichtstärke geben, so mußten sie sehr große Objective nehmen, die oft gar nicht oder doch nur um unmaßige

Preise zu erhalten waren. Mit diesen Schwierigkeiten verband sich überdieß gleichsam von selbst noch eine dritte. Je stärker sie nemlich die Vergrößerung ihrer Fernröhre machten, desto kleiner wurde der Raum, den sie durch dasselbe auf einmal übersehen konnten oder, wie man sagt, desto geringer wurde das Gesichtsfeld des Rohres. So konnte man z. B. mit einem Ocular von $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser bey einer 30maligen Vergrößerung des Fernrohres einen kreisförmigen Raum von 28 Minuten, bey einer 500maligen aber nicht einmal mehr einen Raum von 2 Minuten im Durchmesser übersehen, was bey vielen astronomischen Beobachtungen sehr störend einwirken und manche derselben sogar ganz unmöglich machen mußte.

Allein diese drey Hindernisse, welche sich der Verfertigung eines guten Fernrohres entgegensetzten, waren noch keineswegs weder die einzigen, noch auch die größten. Man bemerkte bald, daß man, selbst wenn sie glücklich besiegt würden, doch noch immer weit dießseits des gewünschten Zieles stehen bleiben und noch immer auf die Erreichung eines klaren und deutlichen Bildes, auf die im Grunde doch alles ankam, Verzicht leisten mußte.

Bekanntlich besteht jeder weiße Sonnenstrahl aus unzähligen einfachen Strahlen, deren jeder durch eine besondere Farbe ausgezeichnet ist. Wird der zusammengesetzte weiße Lichtstrahl durch ein Prisma von Glas geleitet, so spaltet er sich in diese farbigen Strahlen, deren jeder auf eine eigene Art durch das Prisma gebrochen wird. Dasselbe geschieht auch, wenn der weiße Strahl durch eine Glaslinse geht, und die Folge davon ist, daß diese Linse von dem Gegenstande nicht mehr, wie wir bisher vorausgesetzt haben, ein einziges Bild, sondern daß sie eigentlich von jedem einzelnen leuchtenden Punkte unzählig viele Bilder machen, deren jedes durch eine besondere Farbe ausgezeichnet ist und die alle sehr nahe an einander liegen. Daß durch diese Aneinanderreihung so vieler Bilder von verschiedenen Farben die Klarheit des Sehens in einem hohen Grade gestört werden müsse, ist für sich klar. Man mußte daher auf Mittel denken, diesen Fehler, an welchem alle Fernröhre litten und welchen man nicht ganz wegbringen konnte, wenigstens so klein als möglich zu machen, damit unser Auge ihn nicht weiter bemerke, wo er dann, für uns wenigstens, so gut als gar nicht da ist. Man fand bald, daß man diesen Zweck wieder nur durch die größere Länge des Fernrohres erreichen könne. Die Rechnung zeigte, daß dieser Fehler der Farbenabweichung bey verschiedener Fernröhren nur dann nahe gleich groß ist, wenn sich die Länge derselben wie das Quadrat der Vergrößerung verhielt. Wenn also z. B. ein Fernrohr von 2 Fuß Länge mit der Vergrößerung 10 die Gegenstände nahe farbenlos zeigte, so mußte ein anderes, das die Vergrößerung 100 haben und eben so farbenlos seyn sollte, bloß dieser Farbenlosigkeit wegen, schon gegen 200 Fuß Länge haben, also zum eigentlichen Gebrauche schon äußerst unbequem seyn.

Endlich, als ob es mit allen diesen Schwierigkeiten noch nicht genug wäre, kam noch die größte und hartnäckigste von allen hinzu: die Gestalt der Linsen, welche man zu den Fernröhren brauchte. Wenn auch die Lichtstrahlen keine Farben hätten, deren jede ihr eigenes Bild macht und auf eine eigene Art gebrochen wird, und wenn auch alle die oben erwähnten Hindernisse, welche sich der Verfertigung eines guten Teleskopes entgegensetzten, durch irgend ein, übrigens bisher noch unbekanntes Mittel, gänzlich beseitiget oder doch auf irgend eine Weise umgangen werden könnten, so müßten dann doch alle weißen Strahlen, welche

auf das Objectiv einfallen, sowohl diejenigen, welche durch die Mitte, als jene, welche durch den Rand der Linse gehen, in einen und denselben Punct gebrochen werden, weil sonst wieder die Deutlichkeit des Bildes, auf die doch alles ankommt, gestört werden würde. Wir haben bereits oben bemerkt, daß die Glaslinsen, welche man zu Fernröhren gebraucht, durchaus Segmente von Kugeln, also von sphärischer Gestalt sind. Allein solche Linsen haben durchaus nicht die geforderte und so höchst nöthige Eigenschaft, die nahe und weit von dem Mittelpuncte auffallenden Strahlen in einen und denselben Punct zu brechen. Solche Linsen können daher auch nie ein reines Bild, also auch nie ein gutes Fernrohr geben. Nun ist es zwar leicht, diejenige krumme Fläche durch Rechnung oder durch geometrische Untersuchungen zu finden, welche die Linsen haben sollen, um alle auf sie fallenden Strahlen genau in denselben Punct wieder zu vereinigen. Allein was in der Theorie sehr leicht ist, ist in der Praxis oft sehr schwer, und eben dieß ist auch der Fall mit unseren Linsen. Unsere Optiker können jene durch die Theorie vorgeschriebenen Krümmungen und sehr complicirten Flächen durchaus nicht, auch nicht einmal beyläufig, in der Ausführung darstellen, und sie sind daher gezwungen, bey den sphärischen Linsen, so schlecht diese auch zu dem vorgesezten Zwecke seyn mögen, stehen zu bleiben, da sie diese, und nur diese allein, in ihren Kugelschalen mit der gehörigen Genauigkeit schleifen können. Dazu kommt noch, daß dieser Fehler, wegen der Abweichung der Gestalt der Linsen, ungleich empfindlicher für unser Auge ist, als alle die bisher erwähnten. Der Fehler wegen der verschiedenen Farben z. B., den wir bereits erwähnt haben, kann bey vielen Fernröhren bis auf 5 und 6 Minuten gehen, ohne daß ihn unser Auge eben sehr bemerkt, während im Gegentheil der Fehler wegen der Gestalt der Linsen, wenn er auch nur eine einzige Secunde beträgt, also über 300mal kleiner ist, als der Fehler wegen der Farben, schon störend auf die Klarheit des Bildes einwirken, und ein in allen anderen Beziehungen gutes Fernrohr zu einem sehr mittelmäßigen machen würde. Die alten Optiker mußten sich daher ganz besonders bemühen, sich von diesem letzten Fehler, wenigstens so viel möglich, frey zu machen, und sie fanden bald, daß dieß nur dadurch möglich wird, daß sie die Länge des Fernrohres recht groß und zugleich die Öffnung des Objectivs recht klein annahmen. Dieser Fehler verhält sich nemlich im Allgemeinen wie die dritte Potenz des Durchmessers des Objectivs und verkehrt wie die vierte Potenz der Länge des Fernrohres, und bey zwey gleich langen Fernröhren wird daher dasjenige, dessen Öffnung doppelt so groß ist, einen 8mal größeren Fehler, und bey zwey Fernröhren von gleicher Öffnung wird dasjenige, dessen Länge doppelt so groß ist, einen 16mal kleineren Fehler wegen der Kugelgestalt der Linse geben. Hierin liegt die Ursache, warum die Optiker den Rand ihrer Objective so oft mit einem Ringe von Metall oder auch nur von Kartenblättern bedeckten, wie man dieß noch häufig genug bey den alten Zugfernrohren sieht. Daß aber diese Verkleinerung der Öffnung der Lichtstärke des Rohres beträchtlich schadet, ist schon oben bemerkt worden, daher man denn auch bey den alten Fernröhren, selbst bey den sehr langen und stark vergrößern, so oft über den Mangel an Licht zu Klagen pflegte.

(Der Schluß folgt.)

Liebe und Treue.

Fern im Osten empor steigt höher die flammende Sonne;
 Vor dem gebietenden Glanz schwindet der Nebel im Thal:
 So ging die Sonne der Lieb' am Horizonte des Lebens,
 Herrlich besiegend die Nacht, einst, mich beseligend, auf.
 Sinket in's dämmernde Meer am Abend die Herrinn des Tages,
 Wirft auf Thal und Gebüsch Luna das silberne Licht:
 So umglänze dereinst am Lebensabend die Treue
 Meinen einsamen Pfad, bis mich der Hügel umschleift.

E. Richter.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastrollen des Hrn. La Roche,

Regisseurs des großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar.

Norddeutsche Bühnenberichte haben uns einstimmig Hrn. La Roche als einen überaus verständigen, gebildeten und zugleich vielseitigen Künstler geschildert. Eine Reihe von recht erfreulichen Erfahrungen in der jüngsten Tagesgeschichte unsers Hoftheaters haben diese Empfehlungen gerechtfertigt, und obwohl uns, in Beziehung auf die letztgenannte, in neuerer Zeit ein sehr verzeihliches Mißtrauen in ihre Unzweydeutigkeit aufgedrungen worden, so hat das seltene Verdienst unsers Gastes doch auch in diesem Punkte jede Bedenklichkeit beseitigt, und uns allen die neue Bekanntschaft doppelt werth gemacht. Ein würdiger Jüdling der Pflanzschule, die einst unter den Augen, unter den Händen der unvergessenen Gärtner zu Weimar emporwuchs, bringt er uns gleichsam die Nachlese jener fruchtreichen Ernte mit, und ruft vor allen das Bild des erhabenen, nun verklärten Greises zurück, dessen allseitiges Wirken die Welt wie ihr verkleinertes Spiegelbild, die Bühne, umfaßte, und hier wie dort den Samen der Wahrheit austreute. Daß solche Lehren auch in unserm Gaste, den Jahren nach vielleicht dem letzten Schüler des großen Meisters, Wurzel gefaßt, haben uns seine Leistungen bewiesen. — Eine überaus klare, besonnene Auffassung des Charakters, eine strenge, durch Mäßigung und Schönheitsinn geregelte Correctheit der Sprache und Action, eine unerkennbare Vorherrschaft des Verstandes und der prüfenden Überlegung, sprechen sich in den Darstellungen des Hrn. La Roche vorzugsweise aus, und wenn auch hier und da ein frischerer Aufschwung der Phantasie, ein lebendigeres Colorit wünschenswerth und wirksamere erscheinen möchte, so würde man diese doch nur ungern auf Kosten jener so wohlthuenden Ruhe und Ebenmäßigkeit erzielt sehen. Die erste Darstellung unsers Gastes als Daniel im „Erbvertrag“ bestätigt diese Ansicht auf das bestimmteste, und wir sind geneigt, sie für die gelungenste seiner Leistungen zu erklären. Über die Wahl derselben haben wir nicht mit ihm zu rechten, die Gründe, die ihn dazu bestimmen mochten, liegen außer dem Bereiche unserer Untersuchung; aber wenn einmal das Stück, diese widerliche Leicheneröffnung eines frankten Gewissens, in den Kreis deutscher Kunstleistungen gezogen werden soll, so müssen wir es dem Darsteller von ganzer Seele danken, wenn er, wie Hr. La Roche, ohne darum einen Augenblick minder wahr zu seyn, das Unschöne der Operation so viel als nur möglich mildert und verhüllt. Große, beynahe schauerliche, aber darum nicht schöne Wirkungen hervorzubringen, ist bey dieser Gelegenheit so leicht; um so mehr spricht es für den Kunstsinne unsers Gastes, sich dieses gefährlichen Erfolges begeben, und durch edle Mäßigung selbst die Sünden des Dichters versöhnt zu haben. — Eine würdigere Aufgabe war die nächstfolgende, nemlich die Rolle des Ossip in Kaupach's „Isidor und Olga.“ Wir haben diesen Charakter von den ausgezeichnetsten deutschen Bühnenkünstlern, zum Theil mit sehr verschiedenen Nuancen, aber fast immer mit großer Wirkung dargestellt gesehen. Hrn. La Roche scheint mehr ein allgemeiner Gesamtbegriff, als eine bestimmte und einzelne Individualität vorgeschwebt zu haben. Der praktischen Idee des Ganzen, und seiner Anwendung auf das Leben geschieht dadurch wohl Vorschub, indem der unnatürliche Abstand, in welchem die hier geschilderten Classen der Gesellschaft erscheinen, so nur um so schroffer und härter hervortreten muß; allein das Stück als Kunstwerk, als erschütterndes und doch zugleich versöhnendes Abbild der inneren Menschennatur, wird uns dadurch in die Ferne gerückt, eben weil wir uns nur mit dem Menschen, dem beweglichen Geschöpf des Augenblicks,

aber nie mit dem kalten, steten Begriff verwandt und befreundet fühlen. Selbst wenn es uns als Inconsequenz des Charakters erscheinen müßte, so ist uns doch der persönliche Ingrimm Ossip's über die ihm persönlich widerfahrne Mißhandlung, deren Rache er freylich im Namen seines ganzen, in ihm zertretenen Standes übernimmt, fastlicher und natürlicher, als die kalte, berechnete Böswilligkeit eines Knechtes, den vielleicht nur der Neid zum Haß treibt. Selbst die Rührung über Isidor's Theilnahme auf dem Grabe seiner Geliebten, so groß der Contrast, so schneidend der Widerspruch auch zu seyn scheint, ist erklärlich in einem Herzen, das Rache und beleidigter Menschenwerth spornen, aber nie wahr bey einem kalten Verstande, der allein dem trockenen Begriffe nachstrebt. Der gewöhnliche Mensch sucht seine Rache, wie er seinen Genuß suchte, unbestimmt um das Wohl oder das Weh der Andern; ein solcher gewöhnlicher Mensch ist Ossip; zur Größe des Gedankens kann er sich nicht erheben, aber er empfindet deswegen gerade um so tiefer, um so heftiger; wäre es ihm um den Begriff zu thun, so ließe er sich weder von einer vorübergehenden Rührung anfechten, noch würde er den Unschuldigen mit dem Schuldigen vermengen und beyde Brüder rücksichtslos seinem Groll opfern. Um so weniger sollte der Charakter des Ossip, in der Darstellung, jener Individualisirung und Leidenschaft entbehren, welche allein die Widersprüche seines Handelns erklären und ausgleichen können. Hr. La Roche schien von einer andern Ansicht auszugehen, und obwohl wir mit dieser seiner Lesart des Dichters nicht unbedingt einstimmen können, so müssen wir dagegen die Besonnenheit und Consequenz bewundern, mit der er dieselbe durchführte, und auf solche Weise ein durchaus abgeschlossenes, gerundetes Ganze lieferte. Das Wohlklingende seines Organs und die gediegene Reinheit des Vortrags kamen der Auffassung des Darstellers besonders wirksam entgegen und sprachen dem Verufe wie dem Fleiße des Künstlers ein gleich ehrenvolles Zeugniß. — Die Aufführung der *Kauyach'schen* Tragödie im Allgemeinen gehört mit zu den ausgezeichnetsten unserer Hofbühne. Die Verdienste der *Ulle. Uley* als *Olga* und des *Hrn. Löwe* als *Wosodimir* sind von unserm aufmerksamen Publicum so lange und so ganz gewürdigt worden, daß es genügt, ihren Namen genannt zu haben, um den Genuß des heutigen Abends zu bezeichnen. Hr. *Ketich* hatte in Abwesenheit des *Hrn. Korn* die Rolle des *Isidor* übernommen und führte sie mit einer solchen Innigkeit und Wärme aus, daß wir einen hohen Begriff von seinem Eifer, von seiner ächten Liebe zur Kunst bekommen haben. Möge der eben so bescheidene, als talentbegabte Künstler auf seiner Bahn beharren, auf der Bahn der Wahrheit und des Gefühls, die ihn sicherlich zum ehrenvollen Ziele führen wird. — Die dritte Darstellung des *Hrn. La Roche* war die Parthie des *Mephistopheles* in den Scenen aus *Goethe's „Faust“*, wie wir sie bey Gelegenheit der Gedächtnißfeier des verewigten Dichters unlängst kennen gelernt haben. Der Umstand, daß diese Scenen, obwohl für den damaligen Zweck verständig und geistvoll zusammengestellt, doch immer nur lockere Bruchstücke des Ganzen bilden, konnte auf die Darstellung unsers Gastes nicht anders als nachtheilig einwirken. Auch schreiben wir es nur diesem Umstande zu, daß ein wesentliches Ingrediens in dem wunderbar personificirten Gesamtbegriff, die Ironie, nicht bedeutend genug hervortrat. Für den schwachen Geist sind kalte, klare Verstandesgründe freylich die besten und überzeugendsten; für den starken dagegen (und ein solcher ist *Faust*), der sich jene Verstandesgründe im Nothfalle selbst vorlegen kann, gibt es keine wirksamere, keine unwiderstehlichere Waffe, als die Ironie, darum ist auch der Verlocker und Bändiger des *Faust* durch und durch in diese Farbe getaucht. Was von dem Ganzen übrig geblieben und ihm zugetheilt war, das wußte Hr. *La Roche* mit so viel Geist, mit so beherrschender Klarheit zusammenzufassen, daß wir den erhabenen Lehrer nicht verkennen konnten, der gewiß mit inniger Zufriedenheit auf die Frucht seiner Lehren in einem solchen Schüler herniedergeschaut hat. Am deutlichsten offenbarte sich dies in der Hauptscene des Abends in Bezug auf *Mephistopheles*, nemlich bey seinem Besuch auf *Faust's* Zimmer im ersten Acte, einer Scene, die wir unter die vollendetsten Leistungen unsers verdienten Gastes rechnen. — Möge es uns bey dieser Gelegenheit noch einmal vergönnt seyn, auch den trefflichen Mitgliedern unserer Bühne, der *Ulle. Uley* und dem *Hrn. Löwe* für ihre unvergleichbaren Darstellungen der *Margarethe* und des *Faust* unsern wärmsten Dank zu wiederholen. — Hr. *La Roche* spielte an demselben Abende noch den *Pfeffer* in *Lebrün's* Posse: „*Nro. 777.*“ Die Maske für diese bis ans Herrbild grenzende Figur war so glücklich gewählt und bis auf die kleinsten Details so unverändert behauptet, daß der Darsteller sehr bald die Lacher auf seiner Seite hatte, ein Ziel, das, bey einer solchen Aufgabe, nur Pedanterie nicht für das einzige hatten kann. — Die nächstfolgende Darstellung des *Hrn. La Roche*

war die des Oberförsters in Zffland's „Jägern.“ Nach dem bisherigen Rollenverzeichnisse und der entschieden ausgesprochenen Individualität unseres Gastes hätten wir diese Parthie nicht in seinem Repertoire gesucht; um so mehr waren wir überrascht durch manches, was uns an dem heutigen Abende neu, aber darum nicht minder verdienstlich erschien. Der geist- und einsichtsvolle Darsteller verläugnete sich auch hier nicht, wo man glauben sollte, daß die Persönlichkeit allein befähigen und wirken könne; das richtige Urtheil des Künstlers wußte, wie bisher, das Wahre zu treffen und, wo es erforderlich war, zu überzeugen, zu rühren; doch findet unsere früher ausgesprochene Bemerkung auch heute wieder ihren Platz, daß nemlich der Verstand das vorherrschende Princip in den Kunstleistungen des Hrn. La Roche sey, daß dieser alle seine Bestrebungen nach der strengen Richtschnur des Correcten und Erlaubten zügle, aber auch hin und wieder dem Gemüth, der Phantasie, der Leidenschaft beengende Fesseln anlege. Die heutige Darstellung schien diese Ansicht ganz besonders rechtfertigen zu wollen. So tadellos auch der Ton und die Anlage des Ganzen war, so wirksam auch die Einzelheiten ihr altes Recht behaupteten, so fehlte doch ein gewisser, vom Dichter sehr scharf bezeichneter Charakterzug in dem Bilde des Oberförsters, nemlich jene Hitze des Temperaments, die ihn im glühenden Eifer für die Sache, die Regeln der Klugheit, ja die Gesetze der Gatten- und Vaterliebe über den Haufen werfen läßt. Wir sind weit entfernt, dergleichen Ausbrüche der Leidenschaft des bloßen, nur zu oft gemißbrauchten Theatereffects wegen zu vermissen oder herbeizuwünschen, Wahrheit und Natur werden nur allzu häufig durch solche „dankbare Stellen“ gemißhandelt; hier aber bilden jene Ausbrüche einen wesentlichen, unerläßlichen Bestandtheil des Charakters, indem sie den Gang der Handlung, die Entwicklung des Ganzen von ihrer Wirkung abhängig machen, und deshalb ohne fühlbare Beeinträchtigung des Dichters und seines Wertes nicht übergangen werden können. Für die Leistung des Hrn. La Roche warles um desto mehr Schade, einen so wichtigen Zusatz entbehren zu müssen, da sie in anderer Hinsicht eine höchst rühmliche Erwähnung verdient, und die Vielseitigkeit des Künstlers, im bessern Sinne des Wortes, auf so ausgezeichnete Weise bewährte.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Hrn. Drška,
ersten Tenorsängers des kändischen Theaters zu Prag.

Wir haben Hrn. Drška bisher in zwey Rollen gehört, nemlich als Tamino in Mozarts „Zauberflöte“ und als Masaniello in Aubers „Stimmen von Portici.“ Die erste Parthie, eine der leichtesten und zugleich eine der schwersten, ist von jeher als ein Prüfstein für die Stimme und den Vortrag eines Tenorsängers betrachtet worden, und die Arie: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön,“ hat mehr als einmal, je nachdem sie ausfiel, über das Schicksal eines Debitanten entschieden. Hr. Drška verrieth durch die Fertigkeit und Sicherheit, mit der er diese, wie die übrigen Nummern seiner Parthie vortrug, einen sehr achtbaren Fleiß und gewissenhafte Benutzung einer guten Schule, allein seine Stimme ist an Wohlklang, Reinheit und Ausdruck der Aufgabe nicht hinreichend gewachsen, daß wir die letztere für genügend gelöst erklären könnten. Ohne die genannten Eigenschaften aber läßt sich die volle, verdiente Wirkung der Mozartschen Tonschöpfung nicht füglich denken. — Als Masaniello leistete Hr. Drška manches Verdienstliche, wie unter andern in dem Schlummerliede, das, bey den meisten Tenoristen zwar nur ein Probestück für das Falset, doch eines großen Ausdrucks fähig ist und auch von unserm Gaste nicht ohne Empfindung vorgetragen wurde. In den übrigen Nummern schien Hr. Drška seinen Standpunct als Sänger aus den Augen verloren zu haben, denn er suchte durch sehr augenscheinliche Übertreibungen in Spiel und Declamation den Mangel einer kräftig durchdringenden Stimme zu ersetzen, um so als Schauspieler eine Wirkung zu erzwingen, die ihm als Sänger unerreichbar geblieben war. Die schöne Scene in der Fischers hütte vor den Verschwornen ging in musicalischer Beziehung dadurch ganz verloren, ohne in dramatischer gewonnen zu haben; die Wahnsinnszene im letzten Acte aber grenzte so nahe an Grimasse (wie z. B. die Stelle, wo er sich mitten in der Gesangsscene der Länge nach auf den Boden hinwirft, dann, nach glücklich abgemachter Ohnmacht, aufspringt, und in demselben Tact und Ton das unterbrochene Musikstück weiterfingt), daß wir mehr als den vorübergehenden Verlust der Scene zu bedauern fanden.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.